

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 7 (1903)

Artikel: Mütterchens Herzbuch [Schluss]
Autor: Schaffner, Jakob
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-571693>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

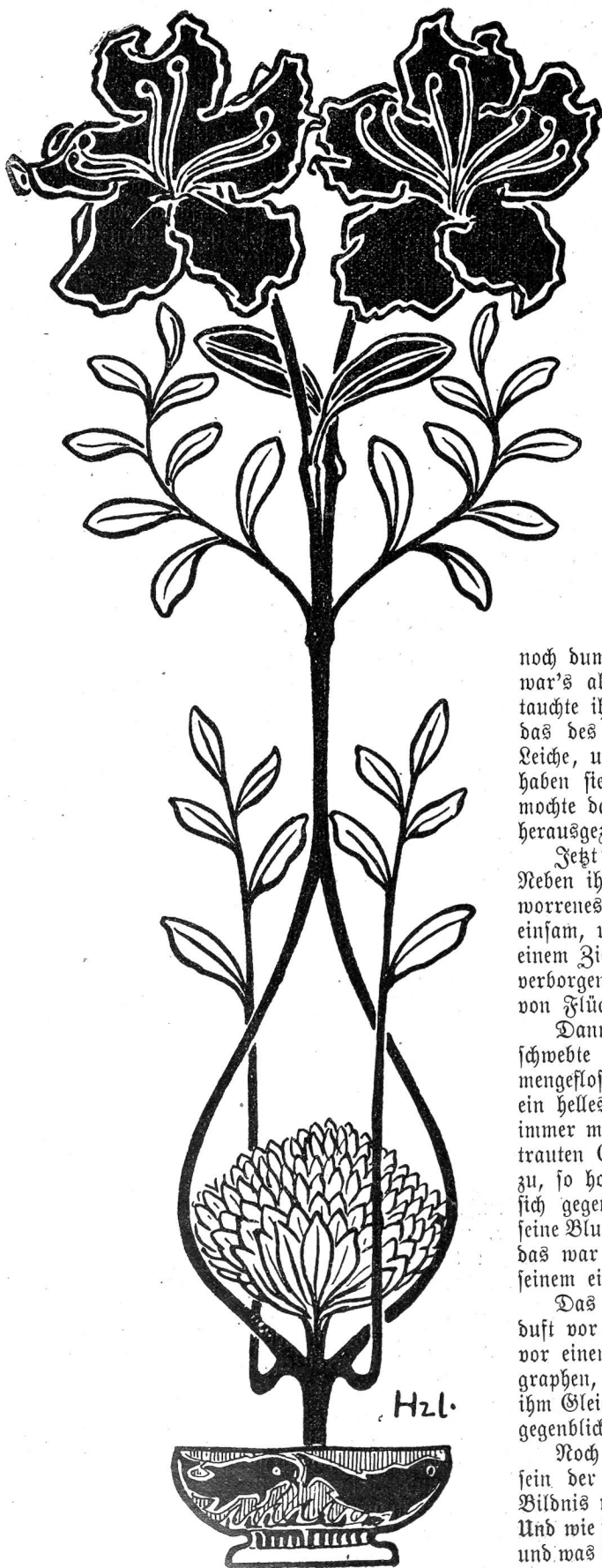
ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Mütterchens Herzbuch.

Novellette von Jakob Schaffner, Basel.

Mit vier Originalillustrationen von René Lafer, Zürich.

(Schluß).



Albert hatte sich nicht zu erleichtern vermocht. Mit kalter Faust hielt ihm ein unbarmherziges Würgen die Kehle zugepreßt, und in der Brust wühlte etwas wie mit vergifteten Krallen. In seinem Hirn wogte einwüßtes Chaos, und eine Teufelsfräse tanzte ihm vor den Augen. Was wollte denn dies Gesicht von ihm, und warum durfte es ihn höhnen? Und wie er knirschte, die Fräse zu fassen an den schwarzglänzenden Haaren, entwich sie ihm seitwärts, aufwärts, vorwärts, und immer toller ging der Tanz um ihn herum. Es quälte ihn, irgend etwas Wildes, etwas Schreckliches zu vollbringen; aber das Grauen vor seinen eigenen Gedanken fraß ihm die Lust zur That vorweg. Aber wenn er ihn unter den Händen hätte! — Sein ganzer Zorn richtete sich nun gegen den andern, gegen den ärgerlichen dürrn Frosch.

Wie das alles ihn ermüdete! Er schloß die Augen und dämpfte seine Lichter herab zum trüben Dämmern.

Wie um zu ruhen, sank er in sich selbst zurück. Nur noch dumpf hörte er's wie ein Hohnlachen der Teufelsfräse. So war's also doch aus! Wie eine ferne, nebelhafte Erinnerung tauchte ihr Bild noch einmal vor ihm auf, und gleich nebenan das des andern. Sie tanzten einen lustigen Reigen um seine Leiche, und er wurde nicht einmal zornig. „Am andern Tag haben sie ihn aus dem See gezogen, den armen Kerl!“ Wer mochte das da erzählt haben? Das war er ja selber, den man herausgezogen!

Jetzt war es ihm, als stehe er auf einem einsamen Weg. Neben ihm Stimmen, um ihn her Hauch und Atem und verworrenes Geräusch. Zu seiner Seite schienen Tausende zu wallen, einsam, ungesehen, blind wie er selber. Sie hasteten dahin, alle einem Ziel zu, das keiner kannte, und leuchteten, die ihren Augen verborgen waren, ihre Mitpilger, zu überholen, selbst gejagt von Flüchtigen denn sie.

Dann lebte ein Schein auf vor seinem Auge; immer näher schwebte er und immer freundlicher: Nebel, aus Bildern zusammengefloßen, Bilder, aus Nebel geflochten, und mitten drin wie ein helles, klares Auge ein lichter Stern. Der Nebel zerfloß immer mehr, und der Stern klärte sich auf zu einer lieben, vertrauten Erscheinung. „Emma!“ flüsterte er. Und sie lächelte ihm zu, so hold und rein: das war seine Jugendgepielin; sie neigte sich gegen ihn, als wollte sie ihm entgegen schweben: das war seine Blumenfee, und sie grüßte ihn mit dunkelsprühenden Augen: das war sein Lieb! „Mein Lieb!“ jauchzte er und erwachte von seinem eigenen Jauchzen.

Das Geräusch um ihn herum trat ihm näher, und der Nebeldunst vor seinen Augen sank. Der Gedankenverlorene fand sich vor einem großen Spiegel — vor dem Schaufenster des Photographen, aus dem, umringt von einem buntgewürfelten Kranz ihm Gleichgiltiger, ihr Bildnis aus gefälligem Rahmen ihm entgegenblickte.

Noch war er durch einen leichten Strich vom klaren Bewußtsein der Gegenwart getrennt, noch war er allein mit ihrem Bildnis und hinter ihm rauschte immer noch der unsichtbare Strom. Und wie sich sein Geist um Klarheit mühte, schwand der letzte Hauch, und was sich ihm jetzt mit befriedigender Deutlichkeit zeigte, stachelte

ihm mit einem Mal alle Lebensgeister wieder auf. Dort drinnen hinter dem Fenster stand er, der andere, der lange lederne Frosch, und betrachtete ihn mit höhnisch feindseligen Blicken. Und Alberts Blick schweifte bald zum Bild und bald zu jenem, und er wußte nicht, was ihn so zu dunklem, heißem Drang aufreizte, und er wußte nicht, war es der Wunsch, das Bild zu besitzen, oder die Begierde, dem dort drinnen geraden Weges durch die Scheiben hindurch auf den Leib zu rücken. Ein frischer, froher Zorn flammte in ihm auf, und — klirrend und schmetternd war von seiner Faust das hohe Spiegelglas zusammengeflürzt. Hui, wie das klang! Und wie das Gellen und Schmettern in der Runde hundertfachen Widerhall fand! Es pflanzte sich fort als Schreckensruf von Mund zu Mund. Und noch einmal klirrte seine Faust in die verloren hängenden Splitter, und jeder Schlag hatte sein jammerndes Schreckensecho in der furchtbleichen Nachbarschaft. Ha, wie ihm da wohl ward! Wie seine Brust sich wieder hob, und wie wieder das rasche, behende Mienenspiel in das erstarrte Gesicht zurückkehrte!

Und jetzt kam in wütenden Sägen der lederne Frosch aus dem Haus herausgesprungen. Er hätte nicht noch lange die Thüre zu öffnen nötig gehabt; denn das Schaufenster hätte ihm Raum genug gewährt. „Einbrecher! Schuft! Galgennagel! Haltet ihn, haltet ihn!“ schrie er. Und Albert jauchzte das Herz auf in der Brust, als jener Miene machte, sich auf ihn zu stürzen, und es war ihm, als hätte die Faust, mit der er die verhasste Kreatur niederschlug, ordentlich rot aufgeflammt.

Mütterchen saß am Tisch. Die Hände auf der Platte aufgestützt, war sie bereit, jeden Augenblick aufzustehen. Den Kopf vorgestreckt, die Augen weitgeöffnet, aufmerksam, angespannt, gerade aufgerichtet: so schien das ganze bange Mütterchen ein einziges erwartungsvolles Horchen.

Und er mußte ja kommen! Die Hausgeister waren ja ausgezogen, ihn zu suchen! Und die Hausgeister hatten das gute Mütterchen noch nie im Stich gelassen.

Jetzt nahte ein Tritt. Vor der Thüre scharrete es . . . das war er nicht! Sie kannte seine Art, seine junge rasche Art, einzutreten. Aber die Thüre ging auf, so zag, so unheimlich, gerade, wie wenn das hohlhängige Unglück selber sie aufklinte! Und das Scharren . . .! Jesus Maria! Ihr graute, und sie schnellte auf, dem zögernden Unheil rasch entgegenzutreten.

Durch die Deffnung der Thüre wand sich ein hageres, mittelgroßes Weib. „Das Mitleid!“ schauderte Mütterchen. Das Weib hatte bleiche Falten im breiten Gesicht, graue Haarsträhnen an den lederfarbenen Schläfen, und die ewig nassen Augen schienen jederzeit zum Ueberlaufen fertig zu sein. Das Merkwürdigste aber an der schlotterigen Erscheinung waren die Ohren. Standen an ihr alle Knochen schon ungewöhnlich stark hervor, so schienen jene zudem so lose auf diesen zu sitzen, daß man nie recht wußte: waren sie gerade im Begriff, nach der Nachbarschaft um Neuigkeiten davon zu fliegen, oder waren sie soeben von einer solchen Fahrt zurückgekehrt und hatten sich noch nicht recht wieder festgesetzt. Das Weib war überall da zu finden, wo irgend ein Unglück geschehen oder eine böse That vollbracht worden war, sodaß sie endlich in den Ruf gekommen, ihr Erscheinen

bringe Unheil. Vielleicht war dies auch der Grund, daß sie von manchen Aengstlichen peinlich gemieden ward, und das harmlose Weib hatte doch sicher vor lauter Neuigkeiten ihrer Lebtage noch nie Zeit gehabt, auf irgend einen Anschlag gegen die Sicherheit ihrer lieben Nächsten auch nur im entferntesten zu finnen. Wie sie jetzt vor dem Mütterchen stand, schienen ihre Ohren ordentlich nach deren Herzsschlag zu lauschen, und ihre Augen schon zum voraus bereit, zu beweinen, was jene Entsetzliches zu hören bekämen.

„Grüß Gott Euch, Helmbergin! Gelt — ich seh’s Euch an, Ihr wißt’s noch nicht? Ich bin auch froh, daß Ihr’s noch nicht wißt und daß ich’s Euch sagen kann! Und wenn’s eine andere wäre, die würde es gleich herausplagen, und Euch könnt’s auf der Stelle töten, so etwas Schlimmes ist’s! Ja, ja! Das will auch verstanden sein!“ — Und dann setzte sie möglichst einfältig hinzu: „Wo ist Euer Sohn, Helmbergin? Er sollt’s auch hören, was ich zu erzählen hab’!“ Und ihre Augen bohrten sich der andern ins Gesicht, und ihre blassen Lippen zuckten, als wollten sie sagen: „Ich weiß, wo er ist, und Ihr sollt mich fragen, Helmbergin!“

Mütterchen aber war aufgefahren. Hart packte sie das Weib am dünnen Arm und ihr Atem pfiß: „Was ist’s mit meinem Sohn, redet, was wißt Ihr?“

„Jesus,“ kreischte die auf, „ich bin ja nicht schuld dran, diesmal gewiß nicht! Und er wird ja nicht gleich tot sein! Und die Häfcher werden ihn nicht gleich in den Turm thun, und — und —“ Der Atem verging ihr, so schmerzhaft krallten sich Mütterchens Finger in ihren Arm. Und als sie die großen, ausdruckslosen Augen sah, die leer an ihr vorbeistarrten, überließ sie ein Schauer. In feigem Entsetzen schüttelte sie die erstarrte Hand von sich ab, und lautlos in sich zusammenbrechend sank Mütterchen an ihr nieder. Das Weib aber rannte sich an der Thür eine Beule in die niedere Stirn, nur um so schnell als möglich aus dem unheimlichen Haus fortzukommen.

In ihr schlichtes liebliches Hauskleid gehüllt, stand Emma in ihrem Besuchszimmer, sinnend und nachdenkend. An dem lustigen Durcheinander, das sie jetzt umgab, sah man, daß sie dabei war, aufzuräumen.

Die Blumen waren verschwunden. Sie hatte sie ihrem Dienstmädchen geschenkt, die eine kindliche Freude bezeugt hatte, ihre Mutter damit zu überraschen.

Der Papagei war auch nicht mehr da. Da sie nicht gewußt hatte, was sie mit ihm anfangen sollte, hatte sie, um ihn so rasch als möglich loszuwerden, ihn fliegen lassen und sich weiblich an der fröhlichen Jagd ergötzt, die eine Schar Buben auf das seltene Tier unverzüglich eröffnet hatte.

In den süßen Backengrübchen spielten ein paar neckische Geistlein und verrieten, daß das schöne Kind nicht übel Lust hatte, allen andern Ueberfluß auf demselben Weg sich vom Hals zu schaffen.

Er sollte staunen, wenn er hörte, wie sie seinem Willen nachgekommen war, und wenn er am Ende dann doch die Art und Weise, wie sie die Aufgabe gelöst, tadeln wollte, dann würde sie ihm aber frank und frei eröffnen, daß er selber schuld sei und daß er besser gleich bei ihr geblieben wäre, um ihr zu raten und zu helfen,



Durch die Öffnung der Thüre wand sich ein hageres mittelgroßes Weib: „Das Mitleid!“ schauderte Mütterchen . . .

anstatt so polterig und so unartig davonzulaufen. So, dann wußte er's.

Was rumpelte denn da und schnaute die Treppe herauf? Und jetzt stürzte das heulend und händeringend ins Zimmer, und wie das so leiste und jammerte und schwakte, war Emma nahe daran, hell herauszulachen: „Das Mitleid!“ Aber nur für einen Augenblick; denn als sie den Sinn von den herausgezerrten Sätzen zu verstehen begann, war ihr das Lachen recht schnell vergangen.

„Nehmt's nicht übel,“ zeternte das Mitleid (denn die war es), „nehmt's nicht übel, Jungfer, aber ich kann ganz gewiß nichts dafür! Und Ihr seid doch fast Ihre Tochter! Und ich bin nicht schuld daran! — Und da liegt sie und hat niemand. — Nehmt's nicht übel! — Und der junge Herr ist schuld daran. Der hat seiner Mutter das Herz gebrochen. Und er hat ihn sicher umgebracht. Ich sag' nicht, wen! Ich will keinen ins böse Gered' bringen!“ —

Emma war bleich geworden. „Kommt mit!“ unterbrach sie die andere kurz und ging entschlossen voran. Sie hatte ihr Gleichgewicht wohl für einen Augenblick verloren, das Weib hatte ihr aber genügend Zeit gelassen, sich wieder zu fassen. Ohne sich weiter nach der andern umzusehen, eilte sie geraden Weges nach der ihr wohlbekannten Wohnung der Familie Helmberg, um derjenigen beizustehen, die lange Jahre hindurch Mutterstelle an ihr vertreten hatte. Das „Mitleid“ aber lief jetzt von Haus zu Haus, um, selbst von einem Entsetzen ins andere fallend, das ganze Städtchen mit ihrer Botschaft in Angst und Schrecken zu jagen. —

Als Emma in die Stube getreten war, hatte sie das Mütterchen am Boden liegend vorgefunden, still, mit weitoffenen Augen. Mit Aufbietung aller Kraft hatte sie die Leblose aufgehoben und in ihre Kammer aufs Ruhebett gelegt. Dann war sie dahin, dorthin besonnen geeilt, hatte Wein gesucht, Wasser gereicht, ihr die Schläfen eingerieben, sie Eßig riechen lassen, ihr die Stirn mit kaltem Wasser genezt: alles schien umsonst. Die einer Toten Ähnliche gab kein Lebenszeichen von sich. Ihre Hände waren kalt und kraftlos ihre Glieder, und Emma gab endlich alle Bemühungen auf. Sie faltete die Hände in ratloser Angst. Sollte wirklich das freundliche Leben so erloschen sein? Sie konnte es nicht glauben. Sie legte ihr Ohr horchend auf das alte treue Herz! Es schlug! Es schlug, zwar stoßweise, stockend, aber es schlug! Es war ihr so süße Wonne, diesem treuen stillen Herzschatz zu lauschen mit seinen einfachen, heimlichen Melodien. Sie legte die Hand aufs eigene Herz: klang, sorgte, bangte es nicht dieselben wehmütig heimlichen Weisen, wie das Mütterchens?

Da bebten, zitterten, beteten zwei Herzen für ein drittes... und dieses? — Das schlug hoch vor Freude und Lebenslust, und es klang noch voller und fröhlicher beim Gedanken an die andern beiden, die ihm so lieb waren, daß es, um das eine, sogar eifersüchtig geworden war. Jetzt gestand er sich's zu. Und war sogar glücklich dabei.

Albert hatte den anstürmenden Photographen niedergeschlagen. Er war verblüfft, daß der Mensch von

dem einzigen Faustschlag schon zusammenbrach, und er wußte nicht recht, sollte er bedauern oder lachen. Zu letztem hatte er entschieden mehr Neigung. Da hörte er aber Zeter und Mordio schreien in der ganzen Nachbarschaft, und ein instinktives Gefühl hieß ihn, sich in Sicherheit zu bringen. Noch einmal blickte er auf den Daliegenden. Alle Wetter! Dem sein Gesicht war ja ganz von Blut überströmt! Wie kam der dürre lederne Kerl nur auch zu soviel Blut? Oder sollte er — er regte sich ja gar nicht mehr — sollte er am Ende — aber das war ja gar nicht möglich. — tot sein? Und blitzschnell zogen die Folgen einer solchen That an seinem Geist vorüber. Es schauderte ihn. Einige zaghafte Schritte that er von seinem Opfer weg, und dann fing er an, zu laufen. Das Entsetzen jagte ihn. Es war ihm, als laufe der Gemordete hinter ihm drein, sich zu rächen, und jetzt hörte er ihn gar mit gräßlicher Stimme kreischen: „Totschläger! Mörder! Haltet ihn! Haltet ihn!“

Was war das? Der lebte ja noch? Und konnte noch so schreien? Dann war er selbst also kein Mörder? Er mußte stehen bleiben, um sich selbst in freudigster Verwunderung anzustarren. Da fiel sein Blick auf seine Hand. Sie blutete stark. Er hatte sie zerschnitten an den Glasscherben. Und daher also hatte der andere sein blutiges Gesicht? Der elende Lumpenkerl!

Er mußte lachen, und in seiner Brust jauchzte eine unbändige Freude auf. Die verlangte, sich auf irgend eine Art zu bethätigen. Es war ihm gerade recht, als er die Verfolger hinter sich wahrnahm. Er stürmte davon, und seine Sprünge waren ein wahres Jubeln. Er lief nicht, um zu fliehen. Seine übersprudelnde Lebenslust war es, die ihn seinen trübselig leuchtenden

Verfolgern weit vorausjagte und ihn kigelte, ihnen noch überdies einen Schabernack anzuthun; denn durch die krümmsten Gäßlein nahm er seinen Lauf, und durch die verstecktesten Durchgänge, die ihm von seiner Bubenzeit her noch bekannt waren, schlüpfte er. „Hier ist er hinein!“ schrieten sie durcheinander; „nein, dort ist er hinaus!“ „Es ist verlogen, wir haben ihn dort drüben laufen gesehen!“ Endlich gaben sie es auf, ihn fangen zu wollen. Sie standen zusammen, fluchten wie Männer und rieben sich die Köpfe, die sie im Eifer der Verfolgung in irgend einem finstern Durchschlupf aufeinander gerannt hatten.

Albert aber hatte schon längst die Stadt hinter sich gelassen. Und als er sich dem See näherte, hob auf einmal ein Singen und Klingen an, über ihm, neben, hinter, vor ihm. Was war das? Alte, vertraute Töne! Das waren Mütterleins Hausgeister, die ihn eingeholt hatten und nun auf ihre Weise ihm ihre Grüße brachten. Er selbst meinte zwar, das seien die Wasserfälle am See. Und er eilte hin, warf sich in die Blumen und ließ das kühle Wasser auf seine blutige Hand herniedersprühen.

Auf dem klaren Spiegel des Sees fuhren die leuchtenden, goldblockigen Kinder der Abendsonne in behenden Rähnen, und ein gefälliger Wind blies ihnen lustig in die blühenden Segelchen. Und Albert träumte dabei von glücklichen Zeiten: von denen, wo er einst mit Klein-Emma hier sein Wesen getrieben, und von jenen, wo er mit Groß-Emma hier wieder glücklich sein wollte.

Der Abend war schon tief hereingesunken. Emma saß am Fenster hinter den Blumen und wartete. Der Arzt war dagewesen und hatte gesagt, sie solle keinerlei Besorgnisse hegen, die Ohnmächtige werde schon von selbst wieder zu sich kommen, wenn ihre zarte Natur im Schlaf sich genugsam gestärkt haben werde. Und jetzt wartete Emma Mütterchens Erwachen ab. Sonst noch etwas? Was denn sonst noch? Weil sie immer auf die Straße spähte? Jrgendwohin mußte sie doch schließlich schauen! Weil sie immer sich reckte, wenn sie einen Tritt hörte und nachher wieder in sich zurückfiel, wenn der Tritt verhallt war? Zu dumm! Sitze einmal einer eine Stunde lang am gleichen Platz, ohne sich einmal recken zu müssen, und überhaupt, ohne zu gähnen. Und Emma hatte nicht ein einziges Mal gegähnt! Aber jetzt näherte sich ein rascher Schritt dem Haus, und schon ging die Thüre auf, und schon stand Albert mitten im Zimmer drin. Es war schon ein wenig dunkel, und: „Grüß Gott, Mütterlein!“ lachte er zum Fenster hinüber. Und da jauchzte es vom Fenster her: „Albert! Und du lebst! Und du bist frei! Du —



Hand in Hand traten sie in Mütterchens Kämmerlein

du...!" Freudenthränen flossen ihr in den Jubel hinein. Sie wußte ja nicht, daß sie „Du“ gesagt hatte. Das Glück, in das sich die bange Spannung aufgelöst hatte, das Glück, ihn wieder zu haben, ließ sie alles vergessen. Und er war auch nicht grausam genug, ihr Zeit zu lassen, bis sie sich wieder besonnen hätte. „Meine Blumenfee! Mein Lieb!“ jubelte er auf und schloß sie herzlich und warm an seine breite Brust. Er küßte den Mund, den sie ihm willig gewährte, und küßte das süße Gesichtchen, auf dem um den Besitz der blühenden Thränenperlen Freude und Schamhaftigkeit um die Wette ihre Rosenlichter warfen.

So hatten sie lange gestanden, eng verschlungen im Abendlicht. Im Stübchen war's still. Die Mütterlein hatten aufgehört zu weben. Mütterchens Gewebe war fertig, und die stille Dämmerung schlang es leise und verschwiegen wie einen goldenen Brautschleier um die beiden Liebenden. Ein letzter heimlicher Sonnenblick ruhte noch auf dem Paar und wußte gar nicht zu scheiden.

Auf einmal fragte Albert: „Wo ist Mütterchen?“ Und als ihm Emma erzählte, was das „Mitleid“ angeht, sagte er mit einem ernsten Lächeln: „Komm, wir wollen sie vom Tod auferwecken. Soviel jungem frischem Leben, wie wir ihr bringen, wird sie wohl nicht zu widerstehen vermögen!“

Hand in Hand traten sie in Mütterchens Kammerlein.

Sie saß aber schon aufrecht auf ihrem Lager, streckte ihnen die Hände entgegen und rief: „So ist's doch wahr, so ist's doch wahr!“ und lachte und weinte. Die beiden glücklichen Menschenkinder aber knieten an ihrem Lager nieder, ihren Segen zu empfangen, und ein letztes leises Glühen ergoß sich noch einmal über die liebende Gruppe, wie ein Gruß aus der andern Welt, aus der Mütterchen soeben zurückgekehrt war.

„Im Himmel war ich beim lieben Herrgott,“ sprach Mütterlein. „Ich bracht' ihm die übriggebliebenen Blätter meines Herzbuches und bat ihn, sie in Gnaden anzunehmen, es seien eben nicht mehr, die andern habe mein Sohn herausgerissen. Da winkte der liebe Herrgott, und ein schöner, lieber Engel nahte sich. Der hatte die andern Blätter, die du herausgerissen hattest, du Sturmwind, in der Hand. Und der liebe Herrgott fügte sie wieder in mein Buch hinein, gab es mir zurück und sagte zu mir: Du sollst mir dein Buch noch behalten. Von Liebe und von Menschenglück werden dir deine großen thörichten Kinder viel schöne Geschichten hineinschreiben. Habe acht dazu! Wenn ich dich dann einmal heimrufen werde, sollst du uns im Himmel an schönen Abenden die Geschichten vorlesen, damit wir uns dran erfreuen... Also sprach der liebe Herrgott. Und der schöne, freundliche Engel warst du, du böser Schelm, und da bringst du mir ja auch meine Herzblätter wieder!“

Eine Fahrt nach den Ponza-Inseln.

Mit fünf Abbildungen nach photographischen Aufnahmen des Verfassers.

Wohl wenige der Tausende und Tausende von Touristen, die jährlich die italienische Halbinsel in ihrer ganzen Länge durchhaften, werden den pontinischen Inseln einen Besuch abgestattet haben. Und wollte noch einer im Baedeker nachschlagen, schwerlich wird mehr zu erfahren sein, als daß es eine kleine Inselgruppe mit „domicilio coatto“ im Tyrrhenischen Meer draußen sei. Ja sogar in Neapel kennt man sie kaum, und fragt man, wo sie liegen, so weist man einen mit unbestimmter Handbewegung über den spitzen Berg von Ischia hinaus ins weite Meer.

Und doch haben diese winzigen Eilande schon zu Römerzeiten eine Rolle gespielt. Schon damals dienten sie als Zwangsaufenthalt, als Verbannungsort. Zuerst wurden nur Angehörige reicher Familien dahin verbannt, von denen jeder noch Geld und Sklaven ins Exil mitnehmen durfte, um sich den Aufenthalt in dieser Abgeschiedenheit so erträglich wie möglich zu machen. Und die alten Römer haben dies ja trefflich verstanden! — Nachher kamen Verurteilte jeder Art auf die verwüstete Insel, um daselbst eines langsamen Hungertodes zu sterben. Wunder und Legenden knüpften sich an die Leiden christlicher Märtyrer, und später wurden die Inseln weitbekannte Wallfahrtsorte.

Jahrhunderte zerrannen. — Räuberische Scharen, Mauren, Sarazenen sogen die Eilande noch ganz aus. Da schickte die Kirche fromme Brüder hin, die auf den drei Hauptinseln Klöster errichteten, von denen man heute noch schwache Ueberreste sieht. Aber auch die Mönche wurden durch die fortwährenden Ueberfälle räuberischer Scharen wieder vertrieben.

Dann kamen die Inseln eine Zeit lang an die Spanier, die ein Asyl für Pestfranke errichteten. Ja, zur Zeit der napoleonischen Kriege machten sich sogar Franzosen und Engländer den Besitz streitig. Letztere behaupteten sich einige Zeit und besetzten die Inseln mancherorts. Heute noch stehen die „Inglesi“ bei den Insulanern in guter Erinnerung.

Durch den Wienervertrag von 1815 fielen diese schicksalreichen Inseln wieder den Bourbonen zu, die Verbannungsplätze

und Gefängnisse errichteten, und von 1860 an setzte das geeinigte Königreich Italien diese Gewohnheit fort.

Die Inseln ragen in zwei Gruppen aus dem Meere. Sto. Stefano und Ventotene, von Gaeta 67, von Neapel 100 Kilometer entfernt, sind die erste Gruppe, während Ponza mit Palmarola und Zannone (34 von Terracina und 141 Kilometer von Neapel) weiter im Westen liegen. Ein Duzend kleiner Inselchen, die diese oben angeführten größern wie Trabanten umgeben, sind ohne Namen. Fünfzehn Kilometer östlich von Ponza sticht unvermutet der Fels „La botte“ wie eine Kirchturmspitze aus dem Meerespiegel. Die Eilande sind vulkanischen Ursprungs; doch sind die Feuer seit Jahrtausenden erkalte.

Die Verbindung dieser einsamen Inseln mit dem Festland wird durch kleine Golsdampfer hergestellt, die zweimal wöchentlich anlegen. Aber die Reisegefährten, auf die man auf den nicht gerade üppig ausgestatteten Ruckschalen angewiesen ist, sind nicht „La crème“ der menschlichen Gesellschaft. Meistens abgeurteilte Verbrecher, die ihr Leben hinter den Mauern der Strafanstalt von Sto. Stefano beschließen gehen, oder neuer Zuwachs fürs „Domicilio coatto“, den Zwangsaufenthalt auf Ventotene und Ponza.

Schon aus diesen und andern Gründen sträubt sich manch Neu- und Witzbegieriger, sich für zehn Stunden einem dieser Dämpferchen anzuvertrauen. Außerhalb Ischia kann es manchmal auch ganz gehörig blasen.

Wie oft hab' ich sie von Capris Höhen oder vom Kloster von Camaldoli aus am Rande der blauen Flut verschwommen auftauchen sehen, und immer mächtiger regte sich in mir der Wunsch, diese „isole della dimenticanza“ (Inseln der Vergessenheit) wie sie Boccaccio nennt, weil sie verderbenbringend Herz und Sinn bezaubern, zu besuchen, die Orte zu schauen, an die sich so manche Geschichte aus vergangenen Zeiten, von Menschenjensehn und Menschenelend knüpft.

Wer konnte also das Zustandekommen eines Ausflugs unserer deutschen und schweizerischen Kolonie nach diesen Eilanden,